Nr. 534. 38. Jahrgang — Abend-Ausgabe. — Mittwoch, 20. Oktober 1909

Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortlichkeit.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Kriegspropheten.

(Von unserem Korrespondenten.)

β **London**, im Oktober.

Die Friedens- und Freundschaftsversicherungen, die zwischen dem Admiral Seymour und dem Großadmiral Koester in New-York ausgetauscht wurden und die unter den Deutschen hier wie sicherlich auch in der Heimat die aufrichtigste Genugtuung und Freude hervorgerufen haben, haben seltsamerweise hier kein besonderes Aufsehen gemacht; wenigstens hat sich eine Befriedigung darüber in der Tagespresse nicht gezeigt. Es mag ja sein, daß die Diskussion über das Budget den Platz in den Blättern zu sehr beansprucht, und brave Engländer, darauf angezapft, sagen, das Moralische verstehe sich immer von selbst. Es wäre auch gar nicht zu verwundern, wenn man daran die Bemerkung knüpfte, Sir Edward Grey habe ja bereits im November 1908 festgestellt, daß sich selbst in den erregten Reichstagsdebatten des Monats November keinerlei Feindseligkeit Deutschlands gegen England gezeigt habe, und daß er nur wünschen könne, daß dies in England bemerkt und gewürdigt werde. In England sollte man ein solches Verhalten Deutschlands nachahmen. Diese Worte wurden von lebhaftem Beifall des Hauses begleitet. Eine solche Aeußerung des auswärtigen Ministers kann von anderen Manifestationen guter Beziehungen eigentlich entbunden, aber gerade jetzt wäre es sehr angenehm gewesen, wenn die Freundschaftsversicherungen der beiden Admirale auch in der öffentlichen Meinung Englands „noted", „appreciated" und besprochen worden wären. Statt dessen haben wir leider vor einigen Tagen Lord Northcliffe, was nicht von Belang gewesen wäre, aber wenige Tage später auch einen hohen britischen Beamten, den Generalgouverneur von Kanada, in die Kriegstrompete stoßen hören. Beide haben für die nächste Zeit einen Krieg zwischen England und Deutschland angesagt. Man muß sich notgedrungen fragen: wie kommen diese beiden Persönlichkeiten, namentlich der Generalgouverneur von Kanada, auf einen solchen Gedanken? Vielleicht liegt in folgendem die Erklärung dafür.

Ein eben aus Indien eingetroffener Freund erzählte mir folgendes: „In der indischen Armee sowie in Regierungskreisen ist man fest davon überzeugt, daß es nächstes Jahr einen sehr ernsten Krieg an der Nordwestgrenze Indiens mit den dortigen Bergvölkern, wenn nicht mit dem Emir von Afghanistan selbst, geben wird. Gegen alles Erwarten hat sich nämlich der Emir sich in dem verflossenen Jahre trotz der liebenswürdigen Behandlung, die ihm in Indien zur Zeit seines Besuches zuteil geworden war, der indischen Regierung gegenüber nicht nur unfreundlich benommen, sondern sogar in den letzten Grenzfeldzügen regulären Truppen seiner Armee gestattet, gegen die Engländer zu kämpfen. Erst ernste Vorstellungen in Kabul erzielten den Zurückruf dieser Leute. Was aber die Regierung zu neuem ernsten Eingreifen zwingen wird, ist die große Waffeneinfuhr in die Grenzgebiete, die mit Wissen, wenn nicht mit Unterstützung der Beamten des Emirs stattgefunden hat. Nun lautet ein Sprichwort an der Grenze: „Wenn die Gewehre billig sind, dann ist es das Leben auch." Mit anderen Worten: dann ist der Krieg nicht fern. Hinsichtlich dieser Gewehre ist es übrigens nicht uninteressant, festzustellen, daß es in diesem Falle nicht Gewehre „made in Germany" waren, sondern die bei der Neubewaffnung der australischen Truppen veralteten Martini-Gewehre, die an die Grenzvölker verkauft worden sind.

Das erste Resultat dieser allgemeinen Bewaffnung hat sich schon gezeigt, denn trotz der beiden erfolgreichen und mit überraschender Schnelligkeit ausgeführten Expeditionen des vorigen Jahres beginnt es bereits wieder an der Grenze zu gären und die indische Regierung ist darauf gefaßt, daß sie etwas wird tun müssen, um ein für alle Male diesem Zustande ein Ende zu machen. Hierfür dürften 100,000 Mann erforderlich sein. Da man aber in Indien fürchtet, daß die aufrührerischen Elemente dort sich die Gelegenheit nicht werden entgehen lassen, weitere Wirren hervorzurufen, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß noch mehr Truppen nach Indien gesandt werden müssen, und daß England somit von Truppen entblößt wird. Diese Gelegenheit aber, so schließt man in Indien, wird Deutschland ergreifen, um mit England abzurechnen, und aus diesem Grenzkriege wurde ein Weltkrieg entstehen!"

Sollten aus diesen törichten Erwägungen heraus die üblen Propheten einen Krieg zwischen England und Deutschland ankündigen? Sollte wirklich Lord Grey so wenig diplomatische Einsicht haben, um eine so schiefe Auffassung zu teilen? Wenn dies der Fall sein sollte, dann wäre es bedauerlich, daß er an so hoher Stelle steht, und noch bedauerlicher, daß er sich dazu hat hinreißen lassen, solche Ansichten zu äußern. Ist einmal erst das Mißtrauen unter den Völkern geweckt, so sind sein Ende und die Ergebnisse, die es zeitigen kann, nicht abzusehen.

Dagegen wird es interessant sein, zu erfahren, wie weit die Engländer im Falle eines neuen Grenzkrieges gehen werden. Dank dem vorzüglichen Organisationstalente des Generals Kitchner ist die Armee für einen Krieg mit Afghanistan vollständig vorbereitet, und sie besitzt in General Wilcocks auch einen geschickten Führer. Dadurch, daß die Bahnbauten und Wegbauten an der Grenze nicht von dem „Public Works Department", das heißt der Zivilverwaltung, sondern von Offizieren des Ingenieurkorps ausgeführt werden, hat die Armee auch einen vollständig geschulten Arbeiterstoß zur Hand, der den Bahnbau nach Kabul, für den das Material in Peshawar bereit liegt, sofort in Angriff nehmen kann. Dazu kommt, daß England bei einem solchen Feldzuge auf die Unterstützung der Afridis des Tirahgebietes zählen darf. Dieses Land ist nämlich derartig mit Pensionären der indischen Armee besiedelt worden, daß die Regierung auf die Loyalität der Bewohner sich rechnen kann. Es dürfte dies keine falsche Voraussetzung sein, wenn man den orientalischen Charakter berücksichtigt, der lieber Weib und Kind als seinen Geldsack fahren läßt — denn selbstverständlich wurden alle diese Leute ihrer Pensionen im Falle einer aufrührerischen Stellungnahme verlustig gehen.

Die Eventualität eines englischen Feldzuges gegen Afghanistan dürfte auch für Rußland nicht ohne Interesse sein und für die englisch-russischen Freundschaftsbeziehungen eine starke Belastungsprobe werden. Man könnte nun sagen, das liberale Kabinett werde sich wohl hüten, sich auf ein ebenso kostspieliges als weitaussehendes Unternehmen, wie es ein Krieg gegen Afghanistan ist, einzulassen. Es wird dagegen aber eingewendet, daß ein Hinausschieben der Operationen die Situation nur erschweren könnte, und daß ein militärisches Vorgehen unvermeidlich sei, gleich, ob nun in England eine liberale oder eine konservative Regierung am Ruder ist.

Das Ultimatum an Maura.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Madrid, 20. Oktober.

Das gestrige entschiedene Auftreten Moretes, der ein längeres Verbleiben des Kabinetts am Ruder als eine **nationale Gefahr** bezeichnete, fand den begeisterten Beifall der gesamten Linken und wird von den Morgenblättern als ein Ultimatum aufgefaßt. Es bleibt nun abzuwarten, ob die große Arroganz Mauras dadurch erschüttert wird. Man sollte sagen, daß eine solche Sprache im Munde des Monarch, der seit langem in freiwilligem Gouvernementalismus die Regierung unterstützte, auf die sophistischen Gedankengänge des Ministerpräsidenten Eindruck machen müßte. Die Meinung aller liberaldenkenden ist, daß mit der Reaktion und dem Ultramontanismus zugunsten der Freiheit und Demokratie **aufgeräumt** werden muß. Die Regierung will die für nächsten Sonntag geplante **Monstremanifestation** nicht gestatten.

Die Gärung in Spanien.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Paris, 20. Oktober.

Der Dichter Perez Galdos hat sich einem Mitarbeiter des „Matin" gegenüber hoffnungsvoll über die Entwicklung der spanischen republikanischen Partei ausgesprochen. Wenn die Wahlen in Spanien unbeeinflußt von der Regierung wären, hätte sie jetzt schon die Majorität im Parlament. Die rechtmäßige Tätigkeit der jetzigen Regierung sei das letzte Rettungsmittel. Auch die sozialistische Partei, die bisher die Republikaner nicht unterstützt hatte, sich zum Strecke der Opposition mit ihr geeinigt. Für Montag werde eine große Manifestation auf den Straßen von Madrid vorbereitet. Falls die Regierung die Kundgebung verhindern wolle, werde sie doch stattfinden. Das Gewissen der Fortschrittsparteien lehne sich gegen die Vorgänge auf, die mit Recht die Entrüstung des Auslandes hervorgerufen hatten. Dieser Ausspruch des verbannten spanischen Dichters wird durch Nachrichten im „Matin" und anderen Blättern ergänzt, nach denen durch den gestrigen erneuten Angriff Moretes Maura viel Terrain verloren hat.

Ermordung des Staatsanwalts im Ferrer-Prozeß?

Wie uns ein Telegramm aus Paris berichtet, geht dem „Petit Parisien" über Cerbère folgende anderweitig nicht bestätigte Meldung aus Barcelona zu: Wie verlautet, ist gegen den Staatsanwalt, der gegen Ferrer das Todesurteil beantragte, ein Attentat verübt worden. Der Staatsanwalt befand sich in der Nacht vom Freitag zum Sonnabend auf einem Spaziergange in der Rambla Canaletas, als sich von einer Gruppe von Personen ein Mann loslöste und zwei Revolverschüsse auf den Staatsanwalt abfeuerte. Dieser sank schwer verletzt zu Boden und **verschied** um drei Uhr morgens. Der Mörder und seine Gehilfen flüchteten und konnten bisher nicht ergriffen werden. Die Wohnungen der Mitglieder des Kriegsgerichts, welches über Ferrer die Todesstrafe verhängt hat, werden Tag und Nacht überwacht.

Weitere Ferrer-Kundgebungen.

In einer gestern abend vom **Liberalen Verein** in Schöneberg einberufenen Wahlversammlung, in der Professor Dr. v. Liszt Referent über eine kommunalpolitische Angelegenheit

Die Kenner Buben.

Von [Nachdruck verboten.]

Hermann Bahr.*)

Wunderlich ist es, wie wir Oesterreicher immer in Erwartung leben und es dann aber doch verpassen, wenn es in Erfüllung geht. Wir haben alle hier in Oesterreich immer das Gefühl, mehr zu sein als davon sichtbar wird. Jeder einzelne glaubt sich unterschätzt, und das ganze Land erst recht. Jeder einzelne klagt darüber, daß man ihn niemals zeigen läßt, was er eigentlich alles kann; und so murrt das ganze Land, daß es mit seinen Kräften still im Winkel stehen muß und sie nicht regen darf. Gar wenn in der Fremde draußen Oesterreicher irgendwo beisammen sitzen, hört man sie sich immer wieder wundern, wieviel dort mit Begabungen hergemacht und von ihnen erreicht werde, die wir zu Haus im Dutzend hätten; und immer heißt's wieder zuletzt: Wir können alles, was man irgendwo kann, wir sind ebensoviel, wir haben das alles auch, aber wir behalten es für uns, keiner kommt dazu, sich zu zeigen, man hat bei uns keine Verwendung für uns! Alle fühlen das, alle denken so, mancher sagt's, aber keiner will es ändern; sondern mit der Neigung nachzugeben, die wir nun einmal in unserem gemischten Blut haben, heißt es in Ergebung: Das ist schon in Oesterreich nicht anders, das ist halt schon einmal so! Eigentlich ist's aber, seien wir nur aufrichtig, mit dieser stillen österreichischen Ergebung und Entsagung ja gar nicht so weit her. Im geheimen hoffen wir doch alle von Tag zu Tag, daß sie sicher einmal vom Schicksal belohnt werden und unsere Bescheidenheit plötzlich strahlend siegen wird, etwas märchenhaft stellen wir uns ja gern das Völkerleben vor. So hofft sich jeder einzelne, daß schon einmal ein Wunder mit uns geschehen wird, und es hofft's das ganze Land. Ich werd's nicht ändern, sagt sich jeder, es tät uns halt ein Mann not, ein Mann und eine Tat. Und wir warten alle noch immer auf diesen Mann mit seiner Tat, und bis dahin lassen wir uns in Geduld. Schon ist das von uns, aber es kann uns passieren, daß der ersehnte Mann mit der vorbereiteten Tat in unserer Phantasie so über alles Menschenmaß hinauswächst und so groß in unserer Hoffnung wird, daß wir, wenn einmal wirklich einer kommt und wirklich eine gesteht, enttäuscht sein werden. Das ist alles? wird's dann heißen, ich hab' mir ihn größer gedacht, den großen Mann! Denn das Denken hat das voraus, daß es von keiner Wirklichkeit erreicht werden kann. Und im Märchen tritt plötzlich ein Prinz aus dem Busch, aber im Leben geschehen die Wunder ganz still, indem sich eine Tat langsam auf die andere stellt, und noch eine und wieder eine, bis endlich eine dann so hoch steht, daß alle sie von allen Seiten sehen. Und im Leben wird einer nur dadurch ein großer Mann, daß es vor ihm viele kleine gibt, auf die er steigen kann. Seine Füße sind auch nicht größer, es sieht nur so aus; er reicht ja wirklich bis an die Wolken, aber auf den Schultern der anderen. Damit einem Volk ein großer Mann erscheinen kann, müssen sich hundert Jahre lang viele kleine hintstellen, einer über den anderen; wer dann nach diesen hundert Jahren auf den letzten tritt, der ist groß, denn er hat die Größe von den hundert Jahren unter sich. Es wird sich aber niemand hintstellen, wenn man jedem die Luft dazu vertreibt. Bei uns stellt sich niemand hin, weil's immer gleich heißt, er sei doch der Große nicht, den wir erwarten, er soll sich nichts einbilden! Und so sitzen wir in unserer Erwartung und werden es verpassen. Und in hundert Jahren wird man sich auf unseren Gräbern wundern, wie merkwürdige Menschen es doch damals in Oesterreich gegeben hat oder gegeben hätte, voll Mut und Tätigkeit und Tüchtigkeit eine ganze Menge, und wieviel überall durch sie vollbracht worden ist oder vollbracht worden wäre. Und am meisten wird man sich aber darüber wundern, daß es solche Menschen gegeben hat und solche Werke geschehen sind, ohne daß wir etwas davon bemerkt hätten.

Wir haben an unseren Menschen und ihren Werken keine Freude. Was einer kann, wird ohne Dank hingenommen, als wär's nur seine Schuldigkeit. Für ihn ist das ja noch nicht einmal so schlimm. Er hat doch, was er kann; das ist am Ende Lohn genug. Den Schaden haben wir selbst, denn weil wir ...nem danken und nichts bewundern, schlägt in der Luft um uns immer an jener Ladung mit Lust und Stolz und Mut, durch die der Aengstliche Vertrauen gewinnt, der Vorsichtige sich hinreißen läßt, der Tapfere zum Helden wird und so jeder weit über eine Kraft schießt, alles einsetzt und sich alles zutraut. In einem Land, wo die Tätigen und Tüchtigen unbeachtet bleiben, wird die Luft so dünn, daß jedem der Atem vergeht. Ich fürchte, kam' selbst wirklich einmal der sterbliche Mann der großen Tat, er würde unbemerkt und unbeurteilt, es ging ihm wohl bald unter uns der Atem aus. Denn zum Atmen braucht wer schaffen will und wirken will, die große Freude ringsherum. Mitleid haben wir allerhalbe, wenn's einem schlecht geht, aber an Mitfreude fehlt's uns. Wir trauen uns zu wenig über die Menschen, die wir haben, und über die Werke, die sie tun. Das denk' ich mir immer und denk' mir's jetzt wieder, so oft ich an die zwei Knaben denke, die Kenner Buben in Graz.

Wär' das in England oder Frankreich ein Tumult, wenn sie so zwei hätten, die Welt wurde davon hallen! Der eine ist neunzehn, der andere siebzehneinhalb, Artisten sind's, Akrobaten, dem Vater behilflich, der Elefanten dressiert, sind durch die Welt gesprungen und haben sich umgetan, da fällt ihnen ein, ein Fliegen macht noch schöner rum. Und sie fliegen! Sie denken sich aus, wie man vielleicht fliegen könnt', und was sie sich ausgedacht haben, richten sie sich her und basteln herum, bis es geht; es wird gehen, es wird schon gehen. Und es geht, und sie fliegen! Sie fliegen ab, sie fliegen zurück, sie fliegen herum um den Schloßberg herum. Niemand hat ihnen geholfen, sie waren ganz allein, und ganz allein haben sie in ein paar Monaten fertiggebracht, was in allen den Jahren dem gelehrten Herrn unserer gelernten Akademie niemals gelang. Denn diese sind Fachmänner, die Buben aber haben gar nichts gelernt, sie können's nur. Ganz ungebildet fliegen sie, wie der Vogel fliegt. Schon Leonardo hat sich das gedacht und hat gern den Vögeln zugesehen, um es ihnen abzusehen; er ist aber vorher gestorben. Da kommen zwei so Buben, der eine neunzehn, der andere siebzehneinhalb, und die können's. Kein Mensch will's ihnen glauben, sie denken sich, man wird's schon sehen, und sie ziehen sich eine weiße Dreß an, schwungen die Mützen und lachen. So fliegen sie,

*) Dieser Tage machen die zwei jungen Brüder aus Graz, Alexander und Anatol Renner ihre ersten Flugversuche in Wien. Wie es mit dem ersten Versuch ging, das wissen unsere Leser aus unserem Montagfrühblatt. Hermann Bahr gab dies Ereignis den Anlaß zu diesem Aufsatz. Die Red.

war, sprach der Schweidnitzer Stadtverordnete Graf v. Matuschka über den Justizmord an Ferrer. Der Redner erntete lauten Beifall. Die Versammelten beschlossen, sich dem im „Berliner Tageblatt" veröffentlichten Proteste anzuschließen. Die Liste, in der die Protestler sich einzeichneten, wies über fünfhundert Namen auf.

*

Essen a. d. Ruhr, 20. Oktober. (Privat-Telegramm.)

Eine von über zweitausend Personen aller Stände besuchte, vom demokratischen Verein einberufene **Protestversammlung gegen die Ermordung Ferrers** legte nach einem Vortrage von Dr. Breitscheid-Berlin über die Schmach des Klerikalismus flammenden Protest ein gegen die Ermordung Francisco Ferrers. Die Versammlung hält auch in Deutschland für notwendig, was Ferrer für Spanien angestrebt, nämlich: die Trennung von Schule und Kirche.

Rom, 20. Oktober. (Privat-Telegramm.)

Der „Avanti" druckt die Depesche ab, die ihm **Cesare Lombroso** noch am letzten Donnerstag schickte, und die wie folgt lautete: „Protestieren Sie auch in meinem bescheidenen Namen gegen den an Ferrer begangenen Justizmord."

Bern, 20. Oktober. (Privat-Telegramm.)

An einer hier von sozialistischer Seite veranstalteten Versammlung zum Protest gegen Ferrers Hinrichtung nahmen 1500 Personen teil. An die Versammlung schloß sich ein Demonstrationszug. Die Protestresolution, die die Versammlung annahm, wird der Berner spanischen Gesandtschaft zugestellt. Die gleiche Versammlung erhob auch jetzt schon Protest dagegen, daß der Zar jemals seinen Fuß auf Schweizer Boden setze. Dieser Protest bezieht sich auf die Meldung, der Zar wolle durch die Schweiz nach Italien reisen.

In Zürich sprachen vor einer großen demokratischen Versammlung die Redakteure der „Züricher Post" Dr. Wettstein und Dr. Weibel.

Die Mannesmannschen Minenkäufe in Marokko.

Von privater Seite wird uns bestätigt, daß die Mitteilungen des „Matin", soweit sie die Erwähnung von Darlehen der Gebrüder Mannesmann an den Sultan Muley Hafid und die Gegenleistung durch Minenkonzessionen, auch solche am Riff betreffen, nicht ohne tatsächlichen Hintergrund sind. Die Angelegenheit dürfte vermutlich zu sehr komplizierten Auseinandersetzungen führen, bei denen die deutsche Regierung durch das Vorgehen der beiden deutschen Kapitalisten in eine nicht besonders angenehme Situation gebracht ist. Denn es ist sehr fraglich, ob die Ansprüche der Bruder Mannesmann vollerrechtlich und privatrechtlich haltbar sind, und es ist nicht fraglich, daß das deutsch-französische Zusammenwirken in Marokko im Sinne des Februarvertrages durch deren Auftauchen nicht gefördert wird. In der Angelegenheit geht uns folgendes Telegramm zu:

Paris, 20. Oktober. (Privat-Telegramm.)

Im „Echo de Paris" weist der Marquis de Ségonzac darauf hin, daß die Bevorzugung der Gebrüder Mannesmann durch Muley Hafid die internationalen Beratungen störe, die über das marokkanische Minengesetz unter Leitung des Ingenieurs Porche stattfinden, und an denen deutsche, englische, französische und spanische Delegierte teilnehmen. Auch die deutsche Botschaft in Marokko verberge nicht, daß sie durch die Angelegenheit unangenehm berührt sei, und daß sie den Konzessionen der Brüder Mannesmann keinen großen Wert beilege.

Von deutscher offiziöser Seite wird auch bestritten, daß Konsul Vassel, der seit Monaten auf Urlaub ist, die Bemühungen der Brüder Mannesmann unterstützt habe, und es wird hinzugefügt, man wisse an amtlicher Stelle nichts darüber, ob der Sultan den Gebrüdern Mannesmann neuerdings Bergwerke am Riff verkauft hat oder nicht, ebensowenig darüber, ob und welche Darlehen die Gebrüder Mannesmann dem Sultan gewährt haben. Dann wird betont, die Gewährung solcher Darlehen würde im Widerspruch stehen mit der von der deutschen Regierung befolgten auf das Zustandekommen der großen Liquidationsanleihe gerichteten Bestrebungen. Bei der Meldung des „Matin" scheine es sich um eine Aufwärmung alter Geschichten zu handeln. Bei den sehr verwickelten marokkanischen Grubenfragen ständen sich stellenweise nicht nur die Interessen verschiedener Nationen, sondern auch solche von Angehörigen einer und derselben Nationalität, zum Beispiel von Deutschen, gegenüber. Seit längerer Zeit finde ein durchaus freundschaftlicher Meinungsaustausch zwischen den beteiligten Regierungen statt, der schon gewisse Ergebnisse gezeitigt hat. Man werde gut tun, den Verlauf der Verhandlungen in Ruhe abzuwarten.

Man kann sich doch des Eindruckes nicht erwehren, daß augenblicklich bei diesen Verhandlungen einiges nicht stimmt.

Die Unterdrückung Finnlands.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Petersburg, 20. Oktober.

Ein Ministerrat, der gestern stattfand, beschloß mit den schärfsten Maßregeln gegen die finnländische Opposition vorzugehen. Um den Ausbruch von Unruhen zu verweiden, wird dem in Finnland bereits weilenden 22. Armeekorps ein weiteres Armeekorps beigesellt werden. In nächster Zeit wird das Gouvernement Wyborg, welches Alexander I. seinerzeit Finnland „schenkte", Rußland als russisches Gouvernement einverleibt werden, damit politischen „Verbrechern" jede Zufluchtstätte in der Nähe der Residenz geraubt wird. Vom Staatssekretär Laghow verlautet, daß er nächster Tage seinen Abschied einreichen wird, weil er das reaktionäre Vorgehen Stolypins unter keinen Umständen billigt; als Nachfolger wird Kammerherr Etter genannt.

Der finnländische Landtag wird wohl einberufen, jedoch beim Protest gegen Zahlung der „Kriegskontribution" von 20 Millionen Mark sofort aufgelöst werden. Alle diese Schritte bedeuten die Rückkehr zur Politik Bobrikows. In informierten Regierungskreisen wird übrigens von einer starken Schwenkung Stolypins nach rechts gesprochen, weil dieser fürchte, im Kampf gegen die Rechte auf die Dauer unterliegen zu müssen.

*

Die Stimmung in Finnland.

(Von unserem Korrespondenten.)

Helsingfors, Mitte Oktober.

Ein Zaren-Manifest in der finnländischen Militärfrage ist erlassen worden. Darin wird erklärt, daß die endgültige Lösung dieser Angelegenheit auf dem Wege der sogenannten Reichsgesetzgebung stattfinden soll. Vorläufig sind die Einwohner Finnlands der persönlichen Wehrpflicht frei, die finnländische Staatskasse muß aber dem Reichsschatzamt für die Jahre 1908, 1909 und 1910 je zehn Millionen Mark und sodann eine jährlich mit einer Million wachsende Summe zahlen. Dem Landtage kommt nur das Recht zu, einen supplementären Kredit zu diesem Zwecke zu votieren in dem Falle, daß die „ordentlichen Staatseinnahmen" nicht dazu ausreichen.

Die Regierung hat sich somit einer offenen Verletzung der finnländischen Verfassung schuldig gemacht. Unzweideutig steht es fest, daß Militärlasten, sei es persönlicher oder finanzieller Art, nur mit Zustimmung des finnländischen Landtages den Einwohnern des Großfürstentums auferlegt werden können. Jetzt wird indessen dekretiert, daß die Militärfrage derzeit durch Reichsgesetzgebung gelöst werden soll — eine Art von Gesetzgebung, die bisher überhaupt gar nicht existiert, und worüber eben gegenwärtig eine russisch-finnländische Kommission dabei ist, ihr Gutachten abzugeben. Ferner wird der Landtag weder über die Kontribution als solche, noch über deren Größe ein entscheidendes Wort zu sprechen haben. Dies alles ist durch einseitige Willensäußerung des Monarchen auf Verlangen Herrn Stolypins schon entschieden. Dem Landtag wird nur die bescheidene Rolle zugewiesen, die verlangten Summen jedesmal voll zu machen. Russischerseits hätte man, falls man nicht absichtlich eine Krise hervorrufen wollte, versuchen sollen, die Frage in ihrer ganzen Ausdehnung dem finnländischen Landtag zu übergeben. Man will aber eben eine Krise hervorrufen. Stolypin braucht es eben jetzt, um seine Stellung zu stützen, die nationalistischen Leidenschaften gegen die sogenannten „Grenzmarken" aufzuhetzen. Die „Nowoje Wremja" bringt jeden Tag Brandartikel gegen Finnland. Kürzlich enthielt das Blatt aus der Feder ihres bekannten Mitarbeiters Menschikow einen drei Spalten langen Leitartikel, worin dargelegt werde, daß Petersburg in größter Gefahr schwebe, weil die aufrührerischen Finnländer über eine Stärke von 200,000 gut geübten und trefflich bewaffneten Streitern verfügten, die mit Motortorpedobooten, Kanonen usw. gut gerüstet seien und jeden Tag einen Angriff auf die Reichshauptstadt versuchen könnten! Mit derartigen Mitteln sucht man für die Vergewaltigungspolitik gegen Finnland Stimmung zu machen.

---

* Im **britischen Unterhause** wurde gestern, wie uns ein Telegramm aus London meldet, mit der Beratung der englischen Finanzbill im Berichtsstadium begonnen. Es sind seitens der Regierung 250 Amendements zu dem Entwurf gestellt, deren Beratung voraussichtlich mindestens zwei Wochen in Anspruch nehmen wird. Keiner der Verbesserungsanträge trifft

---

in dem eben veröffentlichten Briefwechsel (Stuttgart bei Krabbe) das folgende über die Pläne, die der Minister gegen Richard Wagner im Schilde führte: „Wir besprachen," so schreibt Devrient an seine Frau, „Lohengrin", der mit seiner kürzlich erfolgten Vorstellung wie eine Bombe ins Pulverfaß gefallen ist und alle Köpfe erhitzt, wie überall. Bei Pfordten mischt sich ein persönlicher Widerwille gegen Wagner in sein Urteil über seine Werke, und der Staatsmann mit leidenschaftlich engen Grundsätzen bewaffnete den Kritiker. Er sagte: diese Erhebung der Persönlichkeit, wie sie in Richard Wagner auftrete, sei das zerstörende Element unseres heutigen Lebens- und Staatswesens, und wenn die Fürsten nur ein wenig so zusammenhielten, wie die Demokraten es tun, so dürfte Wagnerische Musik nirgends aufgeführt werden (!) Wenn ich ihm auch Wagners Charakter preisgeben mußte, so konnte ich mich doch nicht enthalten, hier einzurücken, daß wenn wir aus Mißachtung der Person des Künstlers der Welt seine Werke vorenthalten wollten, wir alle Kunstgebiete verwerfen müßten, daß übrigens Wagners Opern eine seinen persönlichen Leidenschaften entgegengesetzte Tendenz hätten: man könnte sie für die Arbeiten eines frömmelnden Legitimisten halten. Er wollte nicht daran und hielt sich auf seinem „Ausschließungsstandpunkte". Devrient setzt hinzu: „Man erfährt schöne Dinge! Das ist nun einer der anerkannt fähigsten Minister. Polizei ist ihre ganze Weisheit. Das ist jämmerlich." Devrient war zwar auch kein Freund Wagners, das Verbot seiner Werke oder deren Boykottierung durch die Hoftheater ging ihm aber doch zu weit. Die Aeußerung des Ministers ist wie eine Vorahnung des Alarms, der bei dem persönlichen Auftreten des Meisters unter Ludwig II. in München losgehen sollte, und ein Zeichen, mit welchen Stimmungen er zu kämpfen hatte.

Caruso als Autobiograph.

In einer italienischen Zeitschrift plaudert Caruso, der ja augenblicklich wieder als Gast in Berlin weilt, von seiner Kindheit und von seinen ersten Bühnenerfolgen. „Ich bin im Jahre 1873 in Neapel geboren", erzählt Caruso. „Mein Vater war ein armer Mechaniker. Schon als kleines Kind war es meine liebste Beschäftigung, den ganzen Tag laut zu singen. Meinem Vater, der ein ernster Mann war, gefiel das durchaus nicht, und häufig genug strafte er mich wegen meines lauten Wesens. Mein größter Ehrgeiz bestand damals darin, Seemann zu

sie können's halt. Ganz wie sie sich's gedacht haben, geht's, alles geht, was der Mensch sich denkt, er muß es sich nur stark genug denken, mit seines vollen Herzens ganzer Kraft (das andere hat ihnen dann der Fabrikant Buch besorgt, für das andere findet sich dann immer irgendein Buch). Ist das nicht wunderschön? Pindar hat geringere Helden angesungen, d'Annunzio hätte die zwei mit dantesken Oden verbrüht, in England wären sie durch öffentliche Spenden schon für ihr ganzes Leben versorgt, und der deutsche Kaiser hätte jeden amtlich zum größten Jüngling des zweiten und dritten Jahrtausends ernannt!

In Graz ist man ja auch sehr stolz auf sie. Nur bis man halt bei uns von einer Stadt in die andere kommt, da zieht sich der Weg. Es gibt nämlich bei uns Grazer, es gibt Wiener, es gibt vielleicht auch Prager (obwohl das schon ziemlich unsicher ist), aber Oesterreicher gibt es nicht. Daher kommt das. Und Oesterreicher wird es niemals geben, wenn wir uns nicht angewöhnen, auf die Menschen, die was können, stolz und über Taten froh zu sein. Wir sagen immer, neidisch hinaufblickend: Ja, draußen im Reich haben sie manchen großen Mann! Wir vergessen dabei nur: die draußen machen ihre großen Männer auch groß! Denn sie wissen: jeder, den ein Volk in Ehren hält, mehrt seines ganzen Volkes Ehre! Und sie wissen, daß es vielleicht gar nicht so sehr auf den Mann und auf die Tat ankommt als darauf, mit welcher Kraft ein Volk ihn dann im eigenen lebendigen Gemüt umgibt und an seiner Tat neue Hoffnungen, feste Wünsche, frohe Zuversicht zieht, wie große gelbe Birnen am Spalier. Das könnten wir von den Berlinern lernen! Ich meine gar nicht, daß wir uns gleich überschlagen sollen, weil jetzt auch in Graz gesungen wird. Das ist schließlich nichts so Großes. Aber ich wundere mich doch, wie gleichgültig man bei uns den beiden Buben zusieht. Sie haben es doch vollbracht, daß man sich in Oesterreich einmal über etwas freuen kann. Es gibt jetzt zwei Buben in Oesterreich, über die man sich freuen kann. Das ist doch sehr viel, wenn man bedenkt, daß wir ja keineswegs verwöhnt sind.

* **Minister v. d. Pfordten und Richard Wagner.** Im Jahre 1858 besuchte Eduard Devrient, damals Leiter des Karlsruher Hoftheaters, den bayerischen Ministerpräsidenten v. d. Pfordten in München. Gelegentlich dieses Besuchs erzählt

Deutschland.

* Professor **Dr. Ehrenberg**-Rostock sollte gestern abend in Bremen einen Vortrag halten über „Entstehung und Bedeutung großer Vermögen". Wie uns ein Privat-Telegramm meldet, wartete das zahlreiche Publikum vergeblich auf sein Erscheinen. Man nimmt an, daß Professor Ehrenberg wohl wegen der bekannten Tendenzprofessurangelegenheit von einem weiteren öffentlichen Auftreten zunächst Abstand genommen hat.

---

* Dem „Vorw." hat ein „günstiger Wind" ein vertrauliches Schreiben des Vorstandsmitgliedes der Königsberger Ortsgruppe des **Hansabundes** Direktors George Marx in Königsberg „zugeweht". Der Verfasser soll darin an den Vorsitzenden des Hansabundes Geheimrat Rießer folgendes geschrieben haben:

„Mein verehrter Herr Geheimrat!

Da wir hier unmittelbar vor der Gründung der Ortsgruppe des „Hansabundes" stehen, halte ich es für nicht unangebracht, Ihnen einen Vorschlag zu machen, der ernster Erwägung wert ist. Ich bin nach reiflicher Ueberlegung zu der Ansicht gekommen, daß der „Hansabund", obgleich sein Wachstum sehr erfreulich ist, doch nicht in dem Maße sich ausdehnt, um sofort dominierend wirken zu können. Für unseren größten Feind halte ich die Sozialdemokratie. Was dieser Partei Schaden brachte, dürfte uns naturgemäß stets von Nutzen sein. Wie wäre es nun, mein verehrter Herr Geheimrat, wenn wir den Eintritt in den „Hansabund" auch den Arbeitern öffneten. Die letzteren erwichten hohe Beiträge für ihre Partei, so daß der kleine Beitrag (1 Mark) selbst für diese nicht hoch wäre. Und vielleicht fände sich auch ein Weg, daß die Arbeiter nicht direkt den Beitrag zu zahlen brauchten. Wir würden mit Verwirklichung dieses Vorschlages zweierlei Vorteile haben: Erstens bekämen wir viele Mitglieder aus der großen Zahl der Arbeiterpartei und vor allem hätten wir der Sozialdemokratie den Wind aus den Segeln genommen, da diese nicht gut einen Bund bekämpfen könnte, dem eine große Zahl Mitglieder aus ihrer eigenen Partei angehörten . . ."

Wir hätten von diesem Schreiben keine Notiz genommen, wenn wir es nicht für sehr wünschenswert erachteten, daß der Hansabund sich von den darin ausgesprochenen Tendenzen lossagt. An sich ist es natürlich nur erwünscht, daß sich auch die industriellen Arbeiter für den Hansabund interessieren, da er ja ihre Sache so gut wie die der industriellen Unternehmer vertritt. Wenn indessen Herr Marx seine Privatmeinung über die Sozialdemokratie äußert, so liegt nicht der geringste Grund für den Hansabund vor, sie sich anzueignen. Wollte er den Versuch machen, so würde er in die bedenkliche Nähe des Reichsverbandes zur Bekämpfung der Sozialdemokratie rücken und seine eigentlichen Ziele nur schädigen. Es handelt sich ja überhaupt nicht um einen Brief des Geheimrats Rießer, sondern um ein an ihn gerichtetes Schreiben. Das ist ein großer Unterschied. Man darf wohl annehmen, daß Herrn Rießer von vielen Seiten gute Ratschläge zugegangen sind. Es gilt von solchen Zuschriften, mit denen ja auch jede größere Redaktion überschwemmt wird: „Prüfet alles und das beste behaltet!" Wir haben bisher nicht bemerkt, daß der Vorschlag des Marxschen Schreibens auf die Haltung des Hansabundes eingewirkt hätte. Aber da einmal das obige Schreiben an die Oeffentlichkeit gezogen worden ist, so wird der Hansabund zur Zerstreuung von Mißverständnissen gut tun, wenn er mit aller Bestimmtheit erklärt, daß der Kampf gegen die Sozialdemokratie nicht in den Rahmen seiner Aufgaben fällt.

---

* Der **Reichstagsabgeordnete v. Chrzanowski** hatte gelegentlich der Frohnleichnamsprozession am 18. Juni 1908 die äußere Hausfassade seiner Wohnung mit karmoisinroten Rosetten auf weißem Grunde dekoriert. Diese Dekoration erachtete die Posener Polizeibehörde als nationalpolnische Demonstration, weil die weiß-rote Farbe die Nationalfarbe der Polen ist. Da Herr v. Chrzanowski die an ihn gerichtete Aufforderung zur Beseitigung dieser Dekoration unbeachtet ließ und den Polizeibeamten, die mit der gewaltsamen Entfernung derselben beauftragt waren, den Zutritt zu seiner Wohnung nicht gestattete, mußten die staatsgefährlichen Embleme durch Feuerwehrleute aus dem dritten Stockwerke heruntergeholt werden. Die Strafverfolgung mußte wegen der Immunität des Angeklagten ausgesetzt werden, und so konnte sich erst am 18. September er. das Posener Schöffengericht mit der Sache befassen. Dieses erkannte auf eine Geldstrafe von 15 Mark. Gegen dieses Urteil hatte der Angeklagte Berufung

---

jedoch wesentliche Bestimmungen der Bill, so daß diese eventuell dem Oberhaus im großen und ganzen in ihrer gegenwärtigen Form zugehen wird.

---

* Professor **Dr. Ehrenberg**-Rostock sollte gestern abend in Bremen einen Vortrag halten über „Entstehung und Bedeutung großer Vermögen". Wie uns ein Privat-Telegramm meldet, wartete das zahlreiche Publikum vergeblich auf sein Erscheinen. Man nimmt an, daß Professor Ehrenberg wohl wegen der bekannten Tendenzprofessurangelegenheit von einem weiteren öffentlichen Auftreten zunächst Abstand genommen hat.

---

werden. In der Schule war der Gesangunterricht meine liebste Stunde, und bei feierlichen Gelegenheiten mußte ich Solo singen. Eines Tages wurde der Organist der Kirche der heiligen Anna auf mich aufmerksam. Von nun an mußte ich jeden Sonntag in der Messe mitsingen, wofür ich einen Lire erhielt. Doch mein Vater wollte von diesem Verdienst nichts wissen. Ich sollte Mechaniker werden wie er auch. Nach einem heftigen Streit mit ihm floh ich aus dem Elternhaus. Jetzt stand es bei mir fest, daß ich ein berühmter Sänger werden wollte. Aber vorher mußte ich so viel Kummer und Entbehrungen durchmachen, daß ich mehrmals drauf und dran war, nach Hause zurückzukehren und Mechaniker zu werden. Endlich, mit zwanzig Jahren, bekam ich mein erstes Engagement am Theater Nuovo in Neapel. Den ersten großen Erfolg errang ich im Jahre 1898 am Mailänder Theater Lirico."

Am Schluß seines Artikels gibt Caruso den Sängern gute Lehren, wie sie es machen sollen, um sich ihre Stimme zu erhalten. Ein Sänger muß nach seiner Meinung wenig essen, noch weniger trinken und wenig rauchen. Caruso selbst verspeist an den Abenden, an denen er auftritt, nur ein belegtes Brötchen und trinkt dazu ein Glas Cognac. Vor allem aber warnt Caruso seine Kollegen vor dem Genuß von Whisky und Likören.

* **Im Bürgerlichen Schauspielhaus** (Kastanienallee) hat sich eine Oper aufgetan, die sich kühnlich Mozart-Oper nennt, sich also in den Schutz des Meisters stellt, in dem wir nicht nur den größten Dramatiker, sondern den Inbegriff alles Reinen und Vornehmen in der Kunst, den größten Musikaristokraten verehren. Niemand wird ernstlich die Rechtfertigung der Wahl eines so hohen Protektorats von einem Unternehmen erwarten, das gerade für die Aufsprüchslosen ins Leben gerufen ist; aber man braucht sie auch nicht geschmacklos zu finden. Als zweite Vorstellung wurde gestern Adams „Postillon von Lonjumeau" gegeben. In der Darstellung war die Sache nicht einmal so übel, und das zahlreich erschienene Publikum schien sich sehr gut zu amüsieren. Auf den musikalischen Teil der Aufführung aber kann man ernstlich nicht eingehen. Das dünn besetzte Orchester bot eine indiskutable Leistung, und die Bemühungen des Kapellmeisters Pittig scheiterten an der Unzulänglichkeit dieses undisziplinierten Instrumentalkörpers. Merkwürdig war unter diesen Umständen immerhin, wie der Chor seine Aufgaben löste. Dem baritonalen Tenor des Herrn Jaeger fehlt es an der nötigen und leichten Höhe für die Titelpartie, und die Magdalene des Fräulein Thiele litt unter unreifer Tonbildung. In